

Warum schaffen es die meisten Golfer nicht auf die Tour?

Wir alle wissen, Spitzengolfer sind heute Multimillionäre, aber davon gibt es nur sehr wenige. Zum Beispiel der Ausnahmegolfer Tiger Woods hat laut Forbes als erster Sportler der Welt mit seinen sensationellen Siegen bis heute mehr als eine Milliarde US-Dollar verdient. Auf der anderen Seite haben sehr viel mehr Golf Professionals (etwa in der Weltrangliste ab Platz 100) Probleme, auf großen PGA Turnieren konstant sicher den „Cut“ zu überstehen, um nicht nach zwei Tagen schon wieder die Heimreise antreten zu müssen. Noch viel mehr Profi-Golfer erhalten nie eine Spielberechtigung für diese großen Turniere („Majors“) und müssen von eher mäßigen Siegprämien auf kleineren Turnieren und unsicheren Sponsorengeldern irgendwie über die Runden kommen.

Trotzdem stellt für viele talentierte Junggolfer ein späteres Leben als Tour-Profi seit jeher eine besondere Verlockung dar. Wie schwierig aber deren Leben tatsächlich als Profigolfer werden kann und letztlich scheitert, soll der folgende Beitrag zeigen.

Grundlage dafür war ein Bericht (Podcast) meines PGA-Golflehrer-Kollegen Mark Pilling aus England „**The rise and fall of golfing capital**“ (<https://golfsciencelab.com/new-study-why-pro-golfers-do-not-make-it-on-tour/>).

Er untersuchte zwei Jahre nach deren Scheitern den sportlichen Werdegang von sieben Tour Spielern und widmete sich der Frage, was denn letztlich entscheidend war für den Schritt von einem talentierten Golfer zu einem Tour-Spieler. Alle 7 Spieler wechselten im Schnitt mit 21 Jahren ins Lager der Profi-Golfer, durchschnittlich mit 28 Jahren war dann wieder Schluss, da keiner von ihnen die Ergebnisse liefern konnte, die zur Vergabe einer European Tour Card berechtigte. Mit dieser Studie gelang es Pilling, einen Einblick in die Welt des Profi-Golfs zu vermitteln.

Die Anfänge

Alle sieben Golfer betrieben in früher Jugend (8-12 Jahre) zunächst ohne besondere Spezialisierung viele verschiedene Sportarten. Es wurde vor allem Fußball gespielt. Zwei Jungen spielten sogar in Jugendmannschaften der Premier League. Neben weiteren Ballsportarten wie Tennis, Hockey, Snooker-Billiard oder Squash wurden auch andere Sportarten (z. B. Laufsport) betrieben. Zum Golf-Sport gelangten sie zusätzlich vor allem durch golfspielende Familienangehörige; dabei spielten sie meist mit älteren Jugendlichen. Zunächst wurde mehr gespielt als trainiert, später war es eher umgekehrt.

Dieses Training besaß jedoch wenig Struktur, es wurde hauptsächlich gespielt. So wurden technische Grundlagen kaum vermittelt, es standen auch nur wenig technische Trainingshilfen zur Verfügung.

Vom 9. bis 13. Lebensjahr spielten sie Golf bereits wettkampfmäßig (auch auf dem Putting Green und auf Kurzspiel-Anlagen).

Überraschend war, dass es anfänglich tatsächlich nahezu keine professionelle Betreuung gab, man brachte sich das Golfspiel irgendwie selber bei bzw. ließ es sich von den anderen, meist älteren Jugendlichen irgendwie „zeigen“. Übrigens wurde in einer ähnlichen Studie von Catharo beschrieben, dass auch viele spätere PGA Golfer sich das Golfen zunächst ohne professionelle Unterstützung selbst beigebracht haben. Pilling beschreibt, dass seine sieben Jung-Golfer anfänglich alle Vorbild-orientiert waren: Entweder war es ein erfolgreicher

Spieler aus dem jeweiligen Heimatclub, ein Coach (Golflehrer) ihres Clubs oder einer der älteren Golfer, mit denen sie viel Freizeit auf der Golfanlage verbrachten. Ihr Golfclub wurde allen zur zweiten Heimat. Es war ein Ort, an dem sie sich gut aufgehoben fühlten.

Die Zeit als Elite-Jugend-Golfer

Aufgrund ihres Talents und ihrer bald erreichten Spielstärke spielten alle sieben Spieler als Jugendliche bereits als Auswahlspieler ihres jeweiligen Landesverbandes. Nach anfänglicher Nervosität fiel es allen Spielern sehr leicht, sich innerhalb ihrer Landeskader fest zu etablieren. Auch der Sprung in den Nationalkader verlief reibungslos. Fünf der sieben Spieler wurden zu ihrer Jugendzeit bereits in den „Top 20“ in England aufgeführt.

Alle Stationen verliefen reibungslos, dennoch ergab sich retrospektiv als Ergebnis dieser Studie, dass es bereits in dieser Zeit den Spielern nicht gelang, die psychologischen Fertigkeiten, die man für konstantes Golf auf höchstem Niveau benötigt, irgendwie entscheidend zu verbessern.

Die Spieler waren der Meinung, dass sie bezogen auf die erzielten Resultate stets ganz gut abgeschnitten hätten; im Umfeld fehlte nur jemand, der sie regelmäßig aufforderte, nach jeder Runde, ihr eigenes Spiel fehlerorientiert kritisch zu reflektieren. Diese Fähigkeiten fehlten daher in der Folge. Aber gerade diese Fähigkeiten hätten dazu beigetragen, einen reibungslosen Übergang vom Amateur- ins Profi-Lager zu gewährleisten. Es wäre für die jungen Spieler als Amateur so wichtig gewesen, die Bedeutung der „psychologischen Skills“ zu kennen und anzuwenden. Diese hätten sie im Nachhinein als Professional dringend benötigt, gerade in Phasen, wenn es mal nicht so „glatt läuft“.

Die Zeit, als der Entschluss reifte, Golfprofessional zu werden

Ausschlaggebend war in dieser Phase die Nichtmehr-Nominierung in die Nationalmannschaft der Amateure. Dies lag in erster Linie am ständigen Konkurrenzdruck durch viele andere nachkommende hochtalentierete junge Spieler, die ein durchaus vergleichbares Spielniveau zu unseren sieben Spielern zeigten. Da war eine Berufung in die Nationalmannschaft nicht mehr zwangsläufig. Zuvor spielten sie für England, reisten in verschiedene Länder und trugen die Farben ihres Heimatlandes. Aber mit dem Statusverlust als Nationalspieler verloren sie die damit verbundene Anerkennung (symbolisches Kapital) im Sinne eines Imageverlustes aus Sicht ihres sozialen Umfeldes.

Zu diesem Zeitpunkt waren die Spieler ohnehin der Ansicht, dass sie als Amateur so gut wie alles erreicht hatten. Jedenfalls das, was ein Golfer als Amateur im Großen und Ganzen erreichen konnte. Sie erwogen daher den Sprung in die „Profiszene“. Ihr ganzes bisheriges Leben war vorwiegend auf den Golfsport ausgerichtet, außerdem akzeptierten sie für sich kaum berufliche Alternativen. Zudem wünschten sie sich durch den Schritt ins Profilager, in eine - aus der Sicht der Sportwelt - höhere Hierarchie des Spiels vorzudringen.

Die Zeit als Touring Professional

Die Entscheidung zur Profilaufbahn brachte jedoch für jeden Spieler auch neue Herausforderungen: So stieg z. B. der wirtschaftliche Druck deutlich. Der damit zusammenhängende finanzielle Aufwand stieg im Vergleich zu ihrer Amateurzeit deutlich auf das Drei- bis Vierfache. Die Kosten z. B. für die Satelliten-Tour (Pro Golf Tour) beliefen sich auf 600-700 Pfund in der Woche. Und bei einem Startplatz auf der Challenge Tour

(vergleichbar mit der 2. Bundesliga im Profi Fußball) lagen die Kosten noch deutlich höher. Die Kosten betrafen Unterkunft, Verpflegung, evtl. Personalkosten (Physiotherapeut, Caddy usw.).

Dagegen fielen die Preisgelder auf der Pro Golf Tour sehr niedrig aus. Diese Turniere sind gewöhnlich gerade mal mit einer Gesamtprämie von ca. 30.000 Euro dotiert, so dass beispielsweise der Sieger ca. 5000 Euro erhält und der Spieler auf Rang 10 „nur“ noch unter 1000 Euro verdient. Auf der Challenge Tour sind zwar die Preisgelder etwas höher als die Kosten, um auf dieser Tour mitzuspielen. Insgesamt blieben sehr gute Platzierungen mit hohen Einnahmen leider fast immer aus. In dieser Zeit zeigte sich für diese Spieler erstmalig, dass es nicht nach Plan lief.

Der ständige Umgang mit erfahrenen Profis auf der Tour zeigte ihnen aber auch die Notwendigkeit eines ständigen Coachings. Fünf der sieben Spieler waren zudem irgendwann der Ansicht, dass nur über eine Schwungveränderung auch mehr Konstanz im Spiel zu gewährleisten wäre. Dabei ging es jetzt vor allem um den Wunsch nach größtmöglicher Perfektion. Sie versuchten jetzt, ihren Schwung durch den Wechsel ihrer Golf Coaches zu verbessern. Alle Spieler scheiterten jedoch an diesem Vorhaben. Unabhängig voneinander berichteten sie, diese Entscheidung später wieder bereut zu haben. Die angestrebte Schwungveränderung und der „Wunsch nach Perfektion“ erwies sich leider als großer Fehler.

Vielleicht erinnert sich jemand? In einem meiner Tipps auf der Homepage unseres Golfclubs („Training“) („Gedanken eines Coaches bezüglich des Trainings“) hatte ich über die Problematik derartiger Ansinnen vieler Golfer berichtet.

Was in der Pilling-Studie so überrascht, ist der Umstand, dass diese bislang erfolgreichen Amateurgolfer mit einer nationalen Top-20-Platzierung plötzlich diese fragwürdige Entscheidung getroffen haben, sich einen neuen Schwung beibringen zu lassen. Im Nachhinein bereuten sie es, nicht bei ihrem alten Coach geblieben zu sein. Die Spieler hielten eigentlich sehr viel von ihrem damaligen Nationaltrainer. Diesem Coach ging es nicht um „perfekte Bewegungen“, sondern er arbeitete mit dem, was der Spieler technisch und spielerisch beherrschte, wozu er physisch in der Lage war und wovon er glaubte, es auch „psychisch und mental“ zu schaffen. Trainer und Spieler legten Wert auf einfache Abläufe, nicht auf komplizierte Details.



Während ihrer Zeit als Golfprofessional änderten sich auch viele Dinge: Früher als Kader-Mannschaftsspieler waren sie es gewohnt, in der Gruppe von Turnier zu Turnier zu fahren. Jetzt waren sie meist die ganze Zeit allein unterwegs. Sie mussten sich und ihr ganzes „Drumherum“ allein organisieren. In der Vergangenheit brauchten sie sich lediglich auf ihr eigenes Golfspiel zu konzentrieren. Die Mehrzahl der 7 Spieler erhielt die Spiel-Berechtigung für die Challenge Tour-Karte oder die Euro Pro Tour-Karte (Pro Golf Tour), drei sogar für „The Open“. Sie gewannen zwar einige Male auf der Euro ProTour, aber keiner von ihnen gewann auch nur einmal auf der Challenge-Tour, sie schafften es immerhin für 3 oder 4 Jahre, die Challenge Tour-Karte zu behalten. Ihre Erwartungen im Sinne einer sehr guten Platzierung und der damit verbundene Druck waren bereits auf diesen, eher kleineren Turnieren ständig zu groß.

Die Spieler wurden in ihrer Profi-Zeit finanziell etwas unterstützt. Entweder stellte sich eine Management-Gruppe hinter diese Spieler oder es fanden sich vorübergehend Sponsoren aus dem lokalen Golfclub.

Einige Spieler äußerten, während dieser Zeit recht einsam gewesen zu sein. Der Übergang von einem Nationalmannschaft-Spieler im Amateurbereich zu einem Tour Professional bedeutete den Verlust von Team und Geselligkeit, damit kamen einige Spieler nicht zurecht.

Gründe für das Aufhören als Touring Professional

Subjektiv war ein wesentlicher Grund, die Karriere als Tour-Professional letztlich wieder an den Nagel zu hängen, der „soziale Vergleich mit ihren etwa gleichaltrigen Freunden, die in vergleichsweise bürgerlichen Berufen mit Ende 20 bereits fest im Sattel saßen, gutes Geld verdienten, ein eigenes Haus erwarben und Familien gründen konnten. Das ließ den Wunsch nach einer komplett anderen beruflichen Orientierung aufkommen. Parallel dazu wuchs die Einsicht, dass es wohl mit dem „Besserwerden“ eher nicht mehr klappen würde.

Der Ausstieg aus dem Profibereich war nicht eine Entscheidung über Nacht, sondern ein Prozess über 6 bis 12 Monate. Die Spieler zeigten bei dem Spiel nicht mehr die Freude, die sie einst bei ihrem Sport gehabt hatten. Die ständige Trennung von Frau oder Freundin fiel immer schwerer. Es war also keine plötzliche Entscheidung aus einer Laune heraus, sondern ein langsamer Prozess der Beschlussfassung. Der Beginn des Nachdenkens darüber lag jedoch schon Monate zurück.

Als der Entschluss dazu dann endlich definitiv feststand, verspürten viele der Spieler etwas wie Erleichterung. Einer der Spieler zahlte seinem Sponsor sogar sein ihm zur Verfügung gestelltes Geld mit Dank zurück. Alle Spieler sprachen davon, endlich wieder ohne irgendeinen Druck auf eine Golfanlage gehen zu können und ihr Spiel einfach wieder nur zu genießen. Etwa die Hälfte der Befragten gaben an, dass sie während ihrer Profilaufbahn den Golfsport nicht mehr mochten. Jetzt wo sie damit aufgehört haben, lieben sie ihn wieder.

Warum schafften die Spieler es nicht auf der Tour?

Objektiv waren wohl die fehlenden psychosozialen Fähigkeiten in erster Linie für das Scheitern verantwortlich. Sie vermochten es nicht, mit „schlechten Phasen“ während der Tour-Runde durch Selbst-Coaching besser fertig werden zu können. Sie kamen auch nicht

mit den veränderten sozialen und „logistischen“ Rahmenbedingungen auf der Tour (Reisen, Trennung, kaum Gesellschaft) zurecht. Auch hatten sie den im Profi-Golf notwendigen Prozess des ständigen kritischen Reflektierens des eigenen Spiels und eigener Ziele nie gelernt. Dies z. B. hätte bereits zu einem Zeitpunkt passieren müssen, bevor sich der Übergang von der nationalen Ebene (Spieler der Amateur-National-Mannschaft) zum internationalen Touring Professional vollzog.

Körperlich waren alle Spieler in der Lage, mit den Besten der Besten mitzuhalten. Sie waren hervorragende Spieler. Sie schlugen den Ball sehr weit und spielten sicher auch gut genug, um auf der Tour zu spielen. Der ständige Umgang mit anderen Pros auf der Tour machte sie allerdings auch anfälliger, problematischen Ratschlägen zu folgen (Änderung der Schwungbewegung), was sie später sehr bereuten.

Als es dann in ihrer Profi-Zeit auch noch zunehmend turbulenter und der Druck immer größer wurde, wären psychologische „Skills“ dringend erforderlich gewesen. Dazu gehört, dass man ein Gespür dafür entwickeln muss, welche Informationen für einen wichtig sind oder nicht und welchem Coach oder Experten man vertrauen soll oder besser nicht. Davon hängt entscheidend ab, ob der Erfolg auf gesunden Füßen steht oder nicht. Das hat den Spielern zur Gänze gefehlt.